

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Hotel-Wintersport

(K. Arnold)



„Ja, wenn du dich so hinstellst, Fredi, und mit der Zigarette, dann glaubt uns niemand daheim die Lawinengefahr!“



DAS ABENDKLEID / VON WALTER FOITZICK

Eines Tages im Winter taucht das Abendkleid am Horizont auf. Zuerst ist es noch nicht wirklich da, sondern nur als platonische Idee, allerdings als platonische Idee mit sehr realem Hintergrund. Da sagt Anny zu Hermann: „Ich muß mir ein neues Abendkleid machen lassen.“ Hermann liest währenddessen die Zeitung und ohne den Blick von den Wirrnissen der englischen Politik im vorderen Orient zu erheben, sagt er nur „so“.

Sehr ermunternd ist diese Antwort nicht, aber sie schneidet auch nicht gerade den Weg in die Zukunft, in eine festesfreudige Zukunft, ab. Schließlich hat Hermann doch ein Interesse daran, daß seine Frau gut aussieht und womöglich in die Gruppe „Elegante Erscheinung“ eingereiht wird. Im Grunde genommen bedeutet das „so“, er habe nichts Wesentliches dagegen einzuwenden. Tun wir dem Mann, dem Hermann, nicht unrecht. Er hat Geschmack, man kann sogar sagen, er versteht etwas davon, ob eine Frau gut angezogen ist oder sehr gut, oder ob sie nur angezogen ist, und doch passiert es ihm immer wieder, daß er zu seiner Frau sagt: „Du, das neue Kleid ist aber sehr nett“, worauf Anny ihm erklärt, daß dies gar kein neues Kleid sei, sondern ein altes von vor drei Jahren und nur mit einem neuen Krägelchen. Oder auch so kann es kommen, daß er zu Anny sagt: „Heute abend hättest du eigentlich mal etwas anderes anziehen können als immer das Blaue mit dem gelben Westchen.“ Es ist eine Katastrophe, denn gerade dieses Kleid ist ja das Neue. Im Drange der Geschäfte und der Ehe ist ihm das nur nicht aufgefallen.

Was jetzt Frau Anny sagt, könnte in Gummi-
stempeln geschnitten werden oder vorgedruckt
wie Neujahrskarten in jedem besseren Papier-

geschäft zu haben sein. Es heißt nämlich: „Bei anderen Frauen merkst du sofort, wenn sie etwas Neues anhaben, bei mir fällt es dir überhaupt nicht auf.“

„Na, erlaube mal“, antwortet Hermann darauf, „erst neulich ist mir dein neuer Hut sofort aufgefallen.“

„Jawohl, und du hast Witze über ihn gemacht. Bei mir gefäll dir überhaupt nichts!“

Wir wollen uns nicht weiter in dieses Gespräch einmischen. Es wird sehr häufig geführt und gehört zum geistigen Besitz aller bekleideten Rassen und Völker. Wir wollten ja nur vom Abendkleid sprechen.

Als Hermann gerade die Höhen der Politik verläßt und sich schon in den Niederungen des lokalen Teils aufhält, so ungefähr in der Gegend der Verkehrsunfälle und des Glatteises, versucht

Anny mit Energie ihr Abendkleid zu landen. Sie fragt Hermann: „Was würdest du von schwarzer Lackseide denken?“ Hermann hat in seinem Leben schon an vieles gedacht, er kann sich aber nicht entsinnen, jemals an schwarze Lackseide gedacht zu haben.

„Natürlich nur als Unterkleid“, erklärt Anny weiter. „Verstehe dich, verstehe dich“, ruft Hermann, um lebhaftestes Interesse zu bezeugen, wobei er schon mitten bei den Abbrucharbeiten in der Altstadt ist.

„Darüber kommt dann ein Tüllüberkleid.“ Und Hermanns Stimme tönt aus der Zeitung: „Ist ja klar, sonst könnte man die Lackseide darunter nicht sehen und du könntest an ihrer Stelle ja auch Barchent genommen haben.“

„Bitte, Hermann, mach doch keine Witze. Auf den Tüll dachte ich mir große Ornamente aus Lackseide appliziert.“

„Was, noch eine Schicht darüber, wird das nicht zu warm?“ Damit faltet Hermann aus dem Anzeigenteil hervortretend die Zeitung zusammen. Anny fragt ihn noch, ob er sich das Kleid vorstellen könne. Hermann kann es sich nicht vorstellen, soviel auf einmal kann er sich überhaupt nicht vorstellen: Tüll und Lackseide und Appliziertes. Was appliziertes ist, weiß er sowieso nicht. Er hat halt keine Phantasie oder zuviel Phantasie, er muß immer an eine in zahlreiche Stofflagen gehüllte ägyptische Mumie denken. Aber das sagt er nicht. Eins aber steht ihm klar vor Augen, daß zu einem Abendkleid auch Abende gehören, und wenn ein Abendkleid aus mehreren Schichten besteht, muß man ihm die richtige Umgebung bieten, mit mehreren Schichten, das kann das Kleid verlangen. So ein Abendkleid schaut keine Mühen und Kosten.

Wenn eine Fliege den Pfandob beschmibt

Von Wilhelm Plegier

Wenn eine Fliege den Pfandob beschmibt,

fällt jafstijoh etwas fernjengrad nach oben;

es wird nicht etwa nur jo hingejprüht,

Dielmehr jehint hier die Schwerekrast aufgehoben.

Ofst jah id joldher Übung zu und jann:

Wie diejes Cottagejohjstlein dan wohl madt ! -

Tun weiß id ee, ein grau erfahjner Mann:

Die besje Technif hat die Tiebettracht.

Unsere Letzte hieß Marie

Sie war ganz brauchbar und leistete meiner Frau nützliche Hilfe in Küche und Haushalt. Einen großen Fehler aber hatte Mariechen: sie hatte eine gar zu große Hinnelgung zum männlichen Geschlecht

— was nicht immer gut tut. — Eines Abends fehlte Mariechen in der Küche, wo sie dringend benötigt wurde. Meine Frau fand sie in ihrer Kammer in gänzlich verheultem Zustand auf dem Bett sitzen. Es war die alte Geschichte: Mariechen hatte einen Mann kennen gelernt und hatte nunmehr Anlaß, zu glauben, daß der Verkehr mit

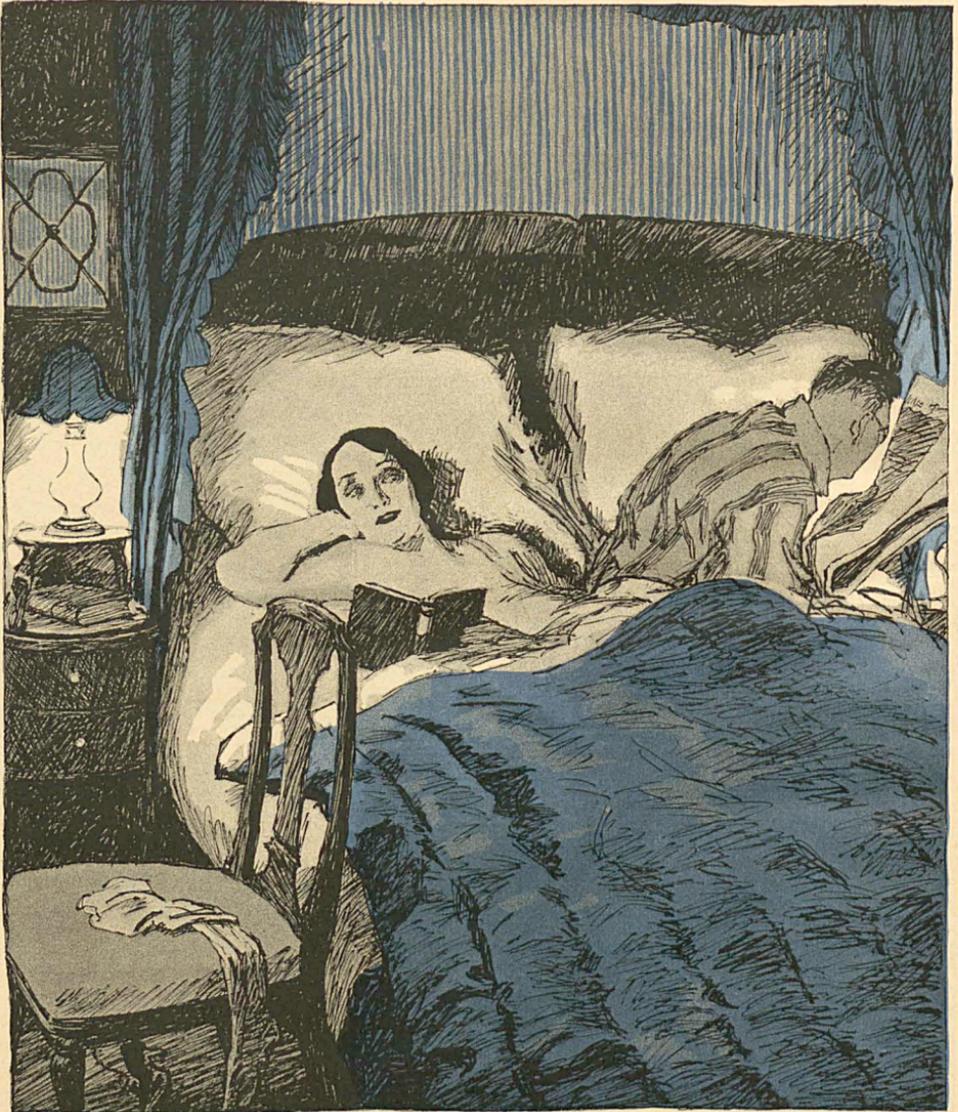
jenem Manne nicht wünschenswerte Folgen nach sich gezogen hatte. Meine Frau unterließ es, dem Fait accompli gegenüber, Mariechen Vorwürfe zu machen und fragte sie nur, wie denn der Mann heiße und wo er wohne. Worauf Mariechen unter neuen Tränenströmen die klassische Antwort gab: „Das weiß ich eben nicht, es war ja im Mai!“

Englisch-italienischer Radiozwist

(Erich Schilling)



„Ich fürchte nur, Herr Kollege, daß wir uns um so weniger verstehen werden, je mehr wir arabisch miteinander sprechen!“



„Wenn ich 's so bedenke, Berta, versteh' ich gar nicht, was wir früher machten, bevor wir die Leselampen bekommen haben . . .“

Der letzte Mann vom „Albatros“

Von Willfried Tollhaus

Es ist wahr, daß es einige Dunkelheiten im Leben des Helden dieser Geschichte gibt. Aber da er in Grunde ein Kerl ist, den man gern haben muß, soll davon hier nur in sanften Tönen die Rede sein. Auch muß alles Tatsächliche etwas über-schleiert werden, damit seine schwer verdiente Ruhe nicht gestört wird. Immerhin sei gesagt, daß er eigentlich Adolf (sprich: Adje) Scholl heißt und aus Hamburg stammt, wenn auch der Scheuß-lichst seines jenseitigen Lebens ein gut angelegtes Meer ist, das nicht bezeichnet werden will. In diesen paradisiastischen Gefilden ist vor fünfzehn Jahren der Hamburger Segler „Albatros“ (Kapitän Iversen) angeblich mit Mann und Maus untergegangen.

Als zwei Tage nach der Katastrophe die Fischer von Malito — was man auf Keelner Atlas finden wird, das aber in einer wunderschönen felsigen Bucht liegt — ihre Netze einholen wollten, trieb auf zusammengebundenen Planken ein rundliches Etwas auf sie zu, das einem Menschen ähnlich sah. Es war Adje. Er konnte noch sagen, er sei der letzte Mann vom „Albatros“, dann fiel er in eine Art von Betäubung und kam erst zu sich, als er an Land gebracht wurde und das Haus des größten Weinhändlers von Malito am Strand wahr-nahm. Er deutete mit dem stilltäglichen Zeigefinger darauf und wurde dorthin getragen.

Dieser Weinhändler hieß Amaré. Er war schon alt, hatte mancherlei Sünden zu bereuen und fand, daß ihm dazu Gelegenheit gegeben sei, wenn er einen Schiffbrüchigen aufnahm. So kam Adje zunächst zu einem trockenen Heim, einem guten Bett, und als er sich etwas erholt hatte, auch zu einem stilltäglichen Schlaftrunk, der ihn bis zum Mittagessen außer Gefecht setzte. Dann erhob er sich, zeigte seine Papiere vor, die er in einem Wachstuchsäckchen auf der Brust hatte und er-wies sich als Adolf Scholl, Seemann aus Hamburg. „Ist das hieraus“, sagte er, „nicht eine Zei-tung mit dem Bericht über die Albatros-Kata-strophe aus und deutete auf den gleichlautenden Namen des Zweiten Steuermanns. Damit war er für Malito völlig legitimiert.

Die Einwohner fanden sich abends in hellen Haufen im Ausschank von Amaré ein, um den Geretteten zu sehen und erzählen zu hören. Seine Geschich-ten waren so salzig und fordernd, sein Durst, Wie dann der Wirt selbst nicht alle Gläser voll halten konnte, nahm Adje, als habe er nie etwas an-deres getan, seine Kellnerarbeit auf, rechnete brav ab und erwies sich als eine höchst brauch-bare Aquisition für Amarés etwas primitiven Wirt-schaftsbetrieb.

Der Einfachheit wegen nannte man ihn Mr. Albatros und erwies ihm alle Ehrbezeugungen, die einem großen Seemann gebühren. Da er unge-heuer viel auf seinen abenteuerlichen Fahrten erlebt haben wollte, ging der Unterhaltungsstoff zu Ende (Eine seiner köstlichen Geschichten war die von dem amerikanischen Schuttschiffbräu-er, der mit einem Schiff nur linke und mit dem an-dern Schiff nur rechte Schuhe verschickte, damit die Mannschaft nicht zu neuen Stiefeln kam. Selbstverständlich hat ihn Adje hereingelegt. Dar-um ein andermal.) Bald schloß der alte Amaré nicht mehr. Er mietete ein etwas baufälliges Nach-barhäuschen, renovierte es persönlich, ließ sich vom Ortspfarrrater alle Bettstellen aus einem still langem eingegangenen Altersheim geben, kaufte die allerwertigsten Einrichtungsgegenstände und machte mit kirchlichem Segen ein „Hospiz“ — das zunächst nur für arme Wanderleute be-stimmt war. Adje kochte selbst, reinigte die Ge-ßirre mit Hilfe der Überwachenden und hatte sein Auskommen dabel. Dar Ruf seines Hauses brachte ihm auch deutsche und österreichische Reisende, die der Meinung waren, mit ausländischem Geld, das sich wie Syrup unendlich weit auseinander-ziehen lassen, könnte man in diesem angenehmen Lande zehnmal so weit kommen als in der Hei-

mat. Die Sachsen herrschten bald vor. Adje fand, daß er keine Wohlfahrts-einrichtung sei und rich-tete ein Pensionatszimmer ein, für die er einen an-deren gemessenen, aber doch noch recht billigen Preis forderte.

So gingen die Jahre hin. Mr. Albatros wurde zu-erst ein angesehenen Bürger von Malito, dann ein beneideter Mann. Es gab jetzt Leute, die be-haupteten, er sei nie zur See gefahren und wäre auch nicht der Steuermann vom „Albatros“. Viel-mehr habe er sich an der Küste herumgetrieben. Die Balken, auf denen er sich angeblich gerettet hatte, seien am Land von einem Neubau gestoh-len gewesen. Von Schiffahrt verstände er nichts. Er könne Steuerbord von Backbord nicht unter-scheiden. Adje wäre dies Gerede gleichgültig ge-wesen, wenn er nicht eines seiner schönen Augen auf die Tochter des reichsten Ölhändlers Perato geworfen hätte. Der Ölhändler aber war mißtrauisch gemacht worden und verweigerte Rita — so hieß die ölige Jungfrau — seinen Segen.

Dies ist die Zeit, in der Adje leidend wurde. Vielleicht aus unglücklicher Liebe. Er behauptet, ein umgekuppelter Apotheker, den er auf der Land-straße angefahren hatte, habe ihn untersucht und achtzig Prozent Zucker festgestellt. Er verordnete sich darum, viel Süßfleisch zu essen. Das Gewicht des Patienten nahm sehr zu. Aber der Zucker ging nach Aussage seines Medizinmannes auf fünfundzwanzig Prozent zurück. Die Hälfte genügt, um einen Riesen tot zu machen. Aber Adje schrieb sich bei diesem Prozentsatz e. v. (eheverwund-fähig).

Und nun geschah das Ungeheuerliche. An einem schönen Oktoberabend hielt ein Pferdewagenchen vor dem Gasthaus „Zum Albatros“, das von der drei Stunden entfernten Eisenbahnstation kam. Ein schwerer, blauer Mann mit einem wundervollen Rotweinsgepäck stieg aus, nahm durch die auf der Straße sitzenden Gäste Kurs auf Adje, den er so-gar nicht ansah, ließ zwei Reihen gelber gelberlicher Hauer aufkanten und sagte in Hamburger Platt: „Ik bin Kappen Iversen von „Albatros“. Ik söck min Stüermann Adje Scholl.“

Einen Augenblick lang sah Adje sehr dumm aus, dann fabfte er sich ein Herz und antwortete: „Adje Scholl bin ik.“

Nun visierte ihn Kappen Iversen nicht gerade wohlwollend an und knurrte: „Junge, wat hest du di verännert! Dunntomalen weerst du halv so groot. Dat kommt dar von, wenn man von de Doden wedder opsteit.“

Der Wortlaut dieser Begrüßung verstanden auch zwei anwesende Sachsen nicht. Sie fühlten nur, daß etwas Dramatisches vor sich ging.

Adje hatte jetzt ein sehr ernstes Gesicht. Er: „Dor gift dit nix to lachen, Kappen. Is lichter to, wenn en Kerl dood to kriegen as wedder lebendig.“

Als Iversen das Platt hörte, wurde er milder. „Mag wul sien“, sagte er.

Und jetzt kam es Adje vor, als ob nun wieder eine Chance für ihn wäre.

„Keemt Se rin, Kappen. Wat wi beiden to snacken hebbit, gelt nüm was an“, fuhr er fort.

Und Kappen Iversen nickt und folgt ihm ins Haus.

Unter den Gästen entstand eine ungeheure Auf-regung. Zwei Parteien bildeten sich. Nun würde es sich ja zeigen, ob Ritas Vater ein Schwelmer sei oder nicht. Von dem Gespräch zwischen dem Kappen und ihm war nichts zu erfahen. Die beiden saßen hinter verschlossener Tür. Es hörte sich zuerst an, als ob es etwas laut zuginge. Dann wurde es ruhiger und schließlich kam Adje heraus und holte mit hochrottem Kopf den besten Wein, den er selbst nur zu hohen Festtagen trank. Hierauf verging wohl eine gute halbe Stunde. Der Mond hing jetzt am Sternenhimmel, als ob er eigentlich nur eine Beleuchtungsein-richtung für den kleinen Platz vor dem Gasthaus zum Albatros sei, den Adje mit Stühlen und Tischen besetzt hatte. Angelo, der Adjutant des Hausherrn, der aber kein Engel war und sich gern verrehnete, hatte alle Hände voll zu tun. Die Köpfe der Mallotner kochten wie Glühwein. Es wurde totenstill — was in Malito, wo jeder von morgens bis abends schreit, so sehr er kann, viel heißen will — als der Kappen und Adje sichtbar wurden.

Sollte man es glauben, sie kamen Arm in Arm heraus und hatten sehr freundliche Gesichter. Iversen sah nach der Bucht hinaus und sagte zu Adje: „Min Jung, dor hest du je „n bannige Fahrt“ hadt, bet du hier den Kroog in de Finger kriegest.“ Adje nickt und schüttelt „seinem Kappen“ in aller Öffentlichkeit die Hand. Worauf er dem Kutscher sagt, er solle ausspannen und die Nacht hier bleiben, der Kappen führe erst morgen zurück. Dann wendet er sich an seine Gäste und gibt be-kannt, daß er aus Freude über das Wiedersehen mit seinem alten Kappen, der, Gott sei Dank, nach dem Welttsacken des „Albatros“ mit seinem Boot nach sieben Tagen gerettet worden sei, die An-wesenden einlade, auf das Wohl aller christlichen Seeleute und in Sonderheit das der Geretteten vom „Albatros“ zu trinken. Dies geschah denn auch so bereitwillig und geräuschvoll, daß bald ganz Malito beimanden war. Der Kappen und sein „Stüermann“ saßen wie „Knigge“ unter dem Volk und ließen sich huldigen. Es wurde ge-trunken, Gitarre und Mandoline gespielt, wozu ein Eingeborener den Baß auf einem tönernen Krug blies. Man fing zu tanzen an. Und auf einmal waren sich Ritas und Pappas verato da. Adje winkte ihnen mit wässrigen Augen zu. Für rhetorische Glanzleistungen war er jetzt nicht disponiert.

Am nächsten Morgen hielt Kappen Iversen, ehe er abfuhr, um sein Schiff im nächsten Hafen wie-der zu erreichen, an Adje im Kreise der Honora-toren von Malito, die hofften, das Feiern ginge weiter, und eine kleine Rede, in der er sagte: „Gottes Wege sind wunderbar, sä uns Paster. Mannigmal welt 'n Misch ok liegen. Wenn dat nüm weh deit — denn is't wohl nicht slim. Mannigen kann 'n anständigen Kerl bilven dar bi — man-nigen. Tjß, as uns Paster säd: Gottes Wege sind wunderbar. De Pannekoks sind rund. In Ham-burgers mot tosamem holln.“

Händeschütteln. Schulterklopfen. Einsteigen, wo-bel der Einspänner hohen Seegang hat. Dann stürmische Ovation von Malito für Kappen Iversen und Abfahrt unter Winken und Gebrüll.

Mr. Albatros steht wie benommen. „Kiek mol wedder rin!“ ist das einzige, was er herausbringt. Ebe er der blaue Berg mit roter Kuppe, unter dem der kleine Wagen fast zusammenzubrechen droht, außer Sicht kommt, erwacht Adje zu neuem Leben. Er legt die Hände an den Mund und ruft langgezogen durchs Tal: „Hummel Hummel!“

Adje ist erst ganz ruhig, als er herausbringt: „Sirene einsteigen!“ ganz dickem Dampf: „Moors!“ Darüber, was das heißen soll, hat ein Sachse die Mallotner aufgeklärt. Es hatte zu bedeuten, der Kappen würde morsen, wenn er wieder käme. Adje aber kam sich vor wie einer, der zum zwei-tenmal in Malito nach schwerem Sturm ange-trieben ist. Er atmete ein paar Mal tief auf und nahm Kurs auf das Haus von Ritas Vater. Da er noch in plattdeutschem Schwung war, machte er nicht viel Worte, als er den künftigen Schwieger-vater zu fassen hatte. Er sagte einfach: „Her mit de Deern!“ und wurde verstanden. Mit Platt kommt man überall längs.

Winterherz

Von Wilhelm Odußen

So ein Häuslein unterm Winterdach,
o, was ist darin nicht alles wach!
Blut und Flamme, Fuß und Pein
schließen siee Dächer ein.

Aus der Feigblut steigt Rauch,
und in deiner Sülle auch
drängt und drängt du böhmenwärts
wie der Rauch ins Licht, mein Herz!

DER TURGUCKER

Von Erik-Zetterström

Der Fernsprecher, der Lautsprecher, das Flugzeug, der Tonfilm und das Auto sind alle zusammen ausgezeichnete Erfindungen. Aber keine von ihnen nimmt es mit der Erfindung des Türguckers auf.

Seit ein paar Tagen bin ich glücklicher Besitzer von einem solchen Gucker. Er kostet zehn Kronen und wird von der Firma in die Dialektur eingesetzt. Das Guckloch selbst ist bei diesem Apparat kaum größer als ein Stecknadelkopf. Dank dieser ausgezeichneten Erfindung braucht man die Tür nicht mehr zu öffnen, um zu sehen, wer draußen ist. Wenn es läutet, schleicht man sich leise auf den Zehen nach der Wohnungstür und schaut durch den Türgucker hinaus. Dann sieht man einen Herrn auf dem Flur stehen und eine Rechnung herumhängen. Still und leise schleicht man sich in die Wohnung zurück, läßt lautes die Vorhänge herunter und kriecht ins Bett, genießerisch die Bettdecke über sich ziehend. Es läutet noch ein paarmal an der Tür, dann hört man nur noch die beim Abwärtssteigen verhallenden Schritte auf der Treppe. Man ist gerettet. Die Luft ist rein. Der Türgucker hat seine Pflicht getan. Mit dieser sinnreichen Erfindung glaubt man einen Freund fürs Leben bekommen zu haben.

Aber ich sollte mir auch ein Hausmädchen zulegen. Ich hatte eine Anzeige in die Zeitung gesetzt und suchte ein hübsches, nettes Mädchen. Das Aussehen ist unbedingt das wichtigste bei einem Hausmädchen. Sie braucht nicht so viel zu können. Zu Mittag kann man ja im Openkeller essen und Orangensaft gibt es fertig zu kaufen. Die Vorstellung sollte nun zwischen zwei und drei Uhr erfolgen. Es läutete an der Tür und ich ging zum Gucker. Vor der Wohnungstür sah ich ein junges Mädchen mit roten Haaren, Stupsnase und Sommersprossen im Gesicht. Ich ging zurück und setzte mich an den Schreibtisch und schrieb auf einen Bogen Papier:

„Das Fräulein entspricht leider nicht.“

Diesen Zettel steckte ich durch den Briefkastenschlitz hinaus. Durch den Türgucker sah ich, wie sie die Mitteilung las und wie ein Schatten über ihr Gesicht glitt. „Armes Mädchen“, dachte ich. Aber das Leben ist nun einmal so. Und jedem Werktag ist zwischen zwölf und zwei in Maria Enqvists Schönheitsinstitut Empfangszeit, so besteht doch noch Hoffnung. Nach einer Weile läutete es wieder. Ich eilte mit klopfendem Herzen an den Türgucker. Jetzt sah ich ein Mädchen im Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Durch den Briefkastenschlitz gab ich folgende düstere Mitteilung bekannt: „Fräulein, Sie kommen zu spät. Das heißt nicht, daß es schon zwei vorbei ist. Ich will damit sagen, daß Sie schon vor ungefähr dreißig Jahren hätten kommen sollen.“

Das war grausam, aber das Leben ist eben so. Ich sah, wie sie den Zettel auseinanderriß und die Zunge nach der Tür ausstreckte. Dann machte sie sich auf den Weg.

Dann neues Läuten. Ich eilte zum Türgucker. Nun sah ich vor mir eine entzückende Dame. Sie hatte vollheublaue Augen und goldblondes Haar. Sie war genau wie die Prinzessin im Märchen. Ihr Mund war rot. Sie war auf der Nase leicht gepudert. Ich dachte: „Das ist ein Hausmädchen für mich.“ Ich öffnete die Tür und sagte herzlich:

„Treten Sie ein, mein junges Fräulein!“

„Nein, danke“, antwortete sie, „ich stehe gut, wo ich stehe. Ich soll Sie nur für ein Staubregger für diesen Monat bitten.“

Ich bezahnte und war dann den ganzen Nachmittag auf den Türgucker schlecht zu sprechen.

Am nächsten Tag läutete es wieder an der Tür. Es war früh am Vormittag. Durch den Gucker sah ich zwei ernste Herren mit steifen Hüten. Der eine hatte eine Aktentasche unter dem Arm. Ich dachte: „Da gibt es keinen Zweifel. Jetzt ist wirklich Gefahr in Verzug. Wenn gleichzeitig zwei Herren kommen und der eine hat eine Aktentasche unter dem Arm, da handelt es sich vermutlich um einen protestierten Wechsel oder vielleicht werden die Herren herumlaufen und Briefmarken auf die Möbel kleben.“ „Au, au“, sagte ich zu mir selbst, „nun gilt es, ganz vorsichtig zu sein.“

Ich stand hinter dem Guckloch und verspürte ein gewisses Wonnegefühl, so nahe bei ihnen zu stehen, ohne selbst gesehen zu werden. Da war die Erfindung auf ihren Punkt gekommen. Die drei attackierten die Türlocke eine gute Weile. Ich stand völlig ruhig und sah nur nach ihnen hinaus. Ich wagte kaum zu atmen. Es war also ebenso still wie spannende Lage. Nach einer kleinen Weile entfernten sie sich. Sie wechselten einige Worte und gingen dann die Treppe hinunter. Die Luft war rein. Der Türgucker hatte noch einmal seine Pflicht getan. Ich sah ihm mit einem tiefen und dankbaren Blick ins Auge. — Endlich habe ich einen Freund im Leben gefunden, sagte ich, einen Freund, auf den man sich verlassen kann. Ich dachte: „Aber nach einiger Zeit läutet das Telefon. Es war ein Herr, der mit mir sprechen wollte. Ich konnte ihn nicht sehen, denn wir haben ja den Telefongucker noch nicht bekommen, obwohl es zu begrüßen sein würde.“ Er sagte:

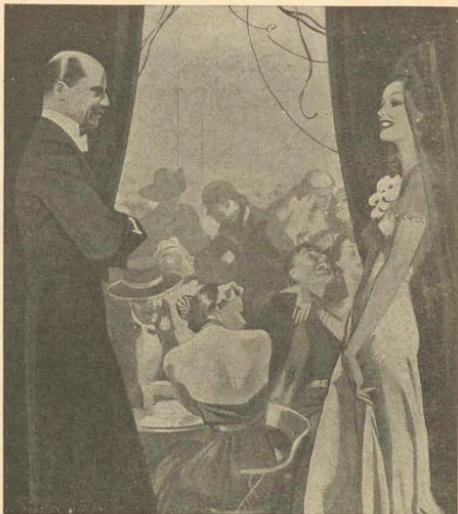
„Ja, mein Name ist Göransson. Vor einiger Zeit war ich und mein Freund Türgucker bei Ihnen oben, Herr Redakteur, um Ihnen ein Los für die Küstlerlotterei zu verkaufen. Wie möchte Ihnen einen besonderen Dank dafür auszusprechen, daß Sie nicht zu Hause waren, Herr Redakteur.“

„So, warum denn?“

„Ja, wir behielten das Los selbst, Svensson und ich, und nun hat es den Haupttreffer gewonnen, ein entzückendes Gemälde von Rubens, eine der frühen Arbeiten des Meisters...“

„Ja, bitte“, sagte ich, „ich will gar nichts mehr hören. Rubens ist im übrigen das größte, was ich kenne.“

Jetzt warte ich auf die nächste Erfindung. Ein „Bodenohr“ braucht man nicht. Wir können Anderssons trotzdem hören, besonders jetzt, wo Andersson in die Tür der Mädchenkammer einen Türgucker setzen lassen will. Anderssons haben ein neues Mädchen bekommen. Sie sieht wie Greta Greta aus. Aber Frau Andersson sieht ganz anders und gar nicht wie Greta Greta aus. Da drückt der Schuh! (Berechtigte Übersetzung g. d. Schwed. von Edmond Bickel)



Wie sieht ein Sektfabrikant aus?

Wieder Karneval in Mainz. Das ist ein Treiben! Überall Bälle und Faschingsfeste. Die ganze Stadt steht im Zeichen des närrischen Prinzen. Natürlich nehmen die Mainzer stets den größten Anteil daran, Christian Kupferberg nicht ausgenommen, denn sind nicht sein Sekt und gute Laune unzertrennliche Bundesgenossen? So ging er also auf den großen Ball in der „Narrena“. Ein wundervolles Bild: die leuchtenden Farben der Maskenkostüme, das bunte Wogen der Menge zu den zündenden Klängen der Musik. Die schönen Frauen! Mainzer Mädchen mit dem hellen Klang der Stimme, mit echter Fröhlichkeit im Herzen, mit Augen strahlend vor Freude an der Fasnacht!

Sie scherzten mit Christian Kupferberg über die neuesten Ereignisse der Stadt. Damen aus der Fremde tanzten mit dem „Eingeborenen“, der zwar nach karnevalistischer Sitte sein Inkognito wahrte, aber immerhin die Welt zu kennen schien. Von einem Balkon war das buntschillernde Bild am stärksten. Die Symphonie der Farben berauschte geradezu. Und als Christian Kupferberg seine Augenblick sinnend daran freute, sah er die reizende Carmen, mit der er eine Weile zuvor getanzt hatte. „Wie wunderbar Ihre Augen leuchten, Senorita, tun sie das immer oder nur zum Karneval?“ Da lachte sie — „heute so sehr, weil ich Sekt trinken habe, — ach, schmeckte der prächtvoll, — Kupferberg Gold, kennen Sie die Marke?“ Als er lächelnd bejahte, plauderte sie weiter, „ich möchte mal wissen, wie der Mann aussieht, der diesen Sekt macht, ich meine der Chef des Hauses, denn das ist ja wohl eine große Firma.“ „Nun“, fragte Christian Kupferberg, „wie stellen Sie sich ihn denn vor?“ Sie schilderte anschaulich einen alten Kommerzienrat, mit goldener Brille und einem langen weißen Bart, sehr würdig und gelassen. „Ob Sie da recht haben? Ein Mann, der so viel mit Wein und Sekt zu tun hat!“ — „Ach Gott ja“, antwortete sie, „vielleicht ist er auch fürchtbar dick und hat eine rote Nase und ganz kleine runde Kugeln.“ Dies Bild — weder schmeichelfhaft noch originalgetreu — führte zur Frage: „Könnte er nicht vielleicht noch anders aussehen, etwa so wie ich?“ Darauf Carmen: „Kein Gedanke, das ist ausgeschlossen — Sie sind lange nicht feierlich genug. Denken Sie doch, eine Firma, die sicher bald 100 Jahre alt ist.“ — „Sie haben recht“, antwortete der also Verkannte — „Feierlichkeit war immer meine schwache Seite. Aber vielleicht tanzen wir mal? Und dann trinken wir noch ein Glas Sekt? Das nächste Glas schmeckt nämlich immer noch besser als das letzte. Das ist typisch bei Kupferberg Gold.“ Da stimmte sie begeistert zu: „Und wenn Herr Kupferberg selbst aussähe wie ein Tönnchen, ich verehere ihn, denn sein Sekt ist wunderbar!“

KUPFERBERG GOLD

—die gute Laune selbst!

Ladenpreise: „Kupferberg Gold“ 1/4 Fl. 4.50
1/2 Fl. 2.75, „Kupferberg Riesling“ (der herbe
rassige Herren-Sekt) 1/4 Fl. 5.50, 1/2 Fl. 3.25.



OLAF GULBRANSSON 38

Dr. Ow|glaß zum Fünfundsechzigsten

Die alten Leute

Von Bastian Müller

Es begann mit Spuren im Schnee. Die alte Warnken ging am Morgen in den Garten, da sah sie die Fährt, die am Gartenzaun entlanglief, über den Weg führte und im Grünkühbeet endete. Sie sah die Bescherung, seufzte, schüttelte den Kopf und murmelte böse vor sich hin: „So ein hinterlistiger Burschel Wo alles verdorrt ist im letzten Sommer...“, ja, sie hielt eine lange Ansprache, die dem hungrigen Hasen, der den Kohl gefressen hatte, galt. Der Hase hatte nicht viel gefressen, es war lediglich ein kahler Strunk da, aber die alte Warnken war böse. Sie erzählte es ihrem Mann, der mit hängendem Schnauzbar beim Torfosen saß und mit den stetigen Rauchwolken seiner langen Pfeife versuchte, die weißen Barthaare braun zu färben. Als er von dem Raube hörte, zog er die spärlichen Brauen über den blauen Augen zusammen und fluchte ein wenig; aber in der Hauptsache dachte er nach. Am Mittag schmeckte ihm das Essen nicht, gegen Abend nicht er verheißungsvoll mit dem Kopf. „Hilft alles nichts“, sagte er, „ich werde das Gewehr nehmen müssen.“ Beim Schein der Petroleumlampe puzte er die

alte Schrofflinte, die er mitsamt dem kleinen Hasen und dem Garten gekauft hatte, als er aus der Stadt zog, um sich am Rande des Moores zur Ruhe zu setzen. Noch nie hatte er die Flinte benutzt, jetzt nahm er das Schloß auseinander und ölte es. Sein Gesicht war finster. Die Alte ging nebenan in die Kammer und legte sich schlafen. Sie tat wenigstens so. Schließlich kam Warnken nach, hielt die geladene Flinte vorsichtig in den Händen, schob die Gardine vom Kammerfenster beiseite und lugte hinaus. Die Nacht war schwarz. Der Schnee füllmerte fahl vor dem Fenster; Warnken zog die Schuhe aus und legte sich hin. „Schläfst du?“ fragte er zu seiner Frau hinüber. „Ich kann nicht“, seufzte sie wehleidig. „Wird es sehr laut knallen?“ „Muß sein!“ sagte er hart. „Laß nur den Mond erst kommen!“ Sie lagen steif da und warteten. Wie ungewöhnlich war diese Nacht! Endlich fiel ein bleicher Schein auf die ausgetretenen Dielen. Großvater Warnken stand auf und seufzte seiner Nachtruhe nach. Behutsam öffnete er das Kammerfenster; es wehte kalt hinein. Großmutter Warnken zog die Decke über den Kopf und wartete mit Zittern auf den Schuß.

Doch soweit war es noch nicht. Warnken hielt die Flinte im Anschlag und lugte hinaus. Jetzt konnte

er den Garten sehen, aber im Kohl regte sich nichts. Seine Augen starrten auf den verschnittenen Kohlwald, geduldig spähend. Als es zu lange dauerte, glitten die Blicke für kurze Zeit ab, wanderten weiter über die Felder, die im fahlen Mondlicht glänzten. Hinter den Weiden begann das Moor, die dunkle Böschung des Torfstiches trennte die weiße Erde vom flimmernden Sternenhimmel.

Im Kohl knisterten die gefrorenen Blätter. Der Alte zuckte zusammen. Nachdenklich waren seine Blicke hinausgewandert über das Land; seit wie lange hatte er den Garten, die Felder und das Moor nicht mehr bei Nacht gesehen? Man kam nicht mehr dazu, war alt und ging mit sinkender Sonne schlafen. Der Hase war inzwischen angepöppelt und der Schütze sah den grauen Kopf mit den wippenden Ohren über ein Kohlherz gebeugt. Das Büchsenlicht war gut, der Alte nahm das Gewehr an die Wange und zielte. Seine Finger waren etwas steif, aber es ging schon, seine Augen, die doch schon über siebzig zählten, sahen Korn und Kimme und die funkelnden Lichter des Hasen so scharf wie unter einer Lupe. Nur das eine zugekniffene Auge mußte er wieder öffnen, angestrengt kniff er es immer wieder zu; aber dann sah er nicht mit seinen guten Augen wie manierlich der Hase fraß... Es war eine Lust, ihm zuzuschauen.

Er ließ die Flinte sinken und schenkte dem Hasen fünf Minuten Gnadenfrist. „Ich kann ihn nicht so wegschießen“, sagte er leise vor sich hin.

„Hat es schon geknallt?“ fragte die Stimme unter dem Federbett; die Alte tat, als hätte sie die leisen Worte ihres Mannes nicht gehört. Sie wollte, daß der Schuß bald fiel, das Warten war so ermüdend.

„Nein — aber — Oma, komm, steh nur mal oben auf und schau dir das mal an“, sagte Großvater Warnken.

„Was soll das?“ meinte sie. „Willst du den Kerl nicht schliefen?“

„Doch, aber sieh nur mal oben, wie manierlich...“ „Tja!“ sagte die alte Warnken tiefinsig.

Und sie standen beide ganz versunken und sahen dem fressenden Hasen zu. Schließlich wurde es Großmutter Warnken zu kalt, sie kroch unter ihr Federbett und bohrte die Finger in die Ohren. Sie wollte nichts hören; sie hatte solche Angst. Sie hörte wirklich nichts, schlief über dem Warten ein. Der Alte schlich sich darauf still in sein Bett, dachte: er kommt ja morgen wieder...

Am anderen Tage zierten zwei kahlgefressene Strünke das Grünkühbeet. In der nächsten Nacht stand Großvater nach Mondaufgang wieder am offenen Fenster. Er froh ein wenig dabei, wartete aber geduldig, wartete so lange... Diesmal war er fest entschlossen. Und seine Frau auch. Sie hatten den ganzen Tag davon gesprochen; aber — er kam in dieser Nacht nicht...

Der Mond ging jeden Abend etwas später auf. Der Hase kam oft; er blieb schon mal eine Nacht aus, und merkwürdig war nur, daß gerade in solchen Nächten der alte Warnken fest entschlossen war, zu schliefen, dagegen rührte er die Flinte kaum an, wenn der Hase im Kohl saß und mit alter Hingebung fraß. Immer länger mußten sie im Dunkeln wachliegen und auf Büchsenlicht warten. Am Ende wurde es nahezu Morgen darüber; denn der Mond war einen Mondmonat älter geworden. Das Grünkühbeet stand kahl und die Alten waren sich einig.

„Was meinst du?“ sagte der alte Warnken, „nun lohnt sich die Patrone nicht mehr, wo das verdammte Vieh den Kohl fast ganz im Leibe hat!“ „Ist auch wahr“, stimmte seine Frau ihm bei, „wollen dem lütten Hasen doch die paar Dinger lassen; weißt du, mit meinem Magen ist so nichts Rechtes mehr, der Kohl ist doch zu schwer für uns alte Leute.“ „Tja“, sagte er.

„Und was ist er fertig mit dem Kohl, könnten wir ihm dann nicht die Kartoffelschalen hinschütten?“ „Tja!“

Und als der Neumond kam, war es soweit, daß sie ihren Hasen füttern mußten. Sie standen in Decken geschlagen am Kammerfenster und starrten in die Dunkelheit und wußten nicht was traurig; denn sie konnten ihren Lütten nicht sehen. Nein — das einsetzende Tauwetter war nichts. Es zog den Alten in die steifen Glieder, und ihre Salzkartoffeln schmeckten ihnen nicht so recht. Schon früh gondeelte der junge Mond über die kahlen Kohlrütten und die Kartoffelschalen, die dazwischen lagen und langsam faulten.

Alle Jahre wieder

(Wilhelm Schulz)



Der Fabian und der Sebastian,
die lassen sich nicht lumpen.
Der Saft soll in die Bäume gahn —
da pumpen sie denn und pumpen.

Und nicht bloß Bäume bedienen sie
mit ihrem Pumpenschwengel:
die ganze Botanik und Zoologie
hat diesbezügliche Mängel.

Zum Beispiel die menschliche Lebenskraft,
wie tief lag sie darnieder!
Nun wacht sie auf, nun steigt der Saft
und braußt durch alle Glieder.

Man hüpfst dahin — und denkt nicht dran —
im Dienste der Vermehrung . . .
O Fabian und Sebastian,
da habt ihr die Bescherung!

Ratatöskr



„Lisbeth, was zieht man eigentlich auf ein Atelierfest an?“ — „Das kommt darauf an, ob gut geheizt wird!“

Der Spazierstock

Von Achille Campanile

„Sie müssen wissen, daß ich vor vielen Jahren einen Stock besessen habe“, begann Chiarastella neulich eine seiner kleinen Geschichten, „einen wunderschönen Spazierstock aus Malakkarohr, der mir sehr teuer war. Er war der stete Begleiter all meiner Spaziergänge und Pilgerfahrten. Eines Abends — ich erinnere mich dessen genau, als wäre es heute — gab ich ihn in einer Theatergarderobe in Europa ab.
In der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt des Lustspiels gehe ich meine Garderobe abholen und erblicke: mein Stock war nicht mehr da. Verschunden. Irgend jemand wird ihn

aus Unachtsamkeit mitgenommen haben — vielleicht, ich sage vielleicht. Es gelang mir nicht, ihn wiederzufinden. Der Stock, mein treuer Gefährte, blieb verschwunden.
Eine Zeilang ging es mir so, daß ich dann und wann an meinen Stock denken mußte, dann aber vergaß ich das gute Malakkarohr mit der Zeit. Es vergingen etliche Jahre. Eines Abends nun, es war in Amerika, ging ich in ein Restaurant. Ich wollte gerade meinen Mantel ausziehen, um ihn am Kleiderhaken aufzuhängen, als sich von einem Kleiderständer ein Stock trennte und mir entgegenhüpfte. Mein geliebter Malakka, denke ich, und er war es wirklich! Und die Freude, die er hatte, als er mich wiedersah! Er sprang an mir hoch, der Griff streckte sich gerade und bog sich wieder krumm, mit der Zwingge wedelte er lustig hin und her unter den Bemerkungen des

Publikums, das gerührt dem Treuebeweis von seiten eines Spazierstockes beiwohnte.
„Hallo“, rief ich, „langsam, lieber Freund, paß auf, du tust mir weh!“
Aber der Stock fuhr fort, von allen Seiten an mir hoch zu springen. Auch ich war mehr als gerührt. Ich wollte ihn schließlich zu mir nehmen, aber der neue Besitzer wollte nichts hören und brachte ihn weg.
Ich kam spät nachts nach Hause, und ich hatte mich kaum hingelegt, als ich an der Tür ein diskretes Klopfen hörte. Ich ging, um zu öffnen, und wen sah ich? — Meinen Malakka, meinen guten treuen Spazierstock!
„Schnell“, sagte ich, „fliehen wir!“
Wir schiffen uns dann auf der Seite des Stillen Ozeans ein und flüchteten nach Japan.“
(Übersetzt von A. L. Ernő)

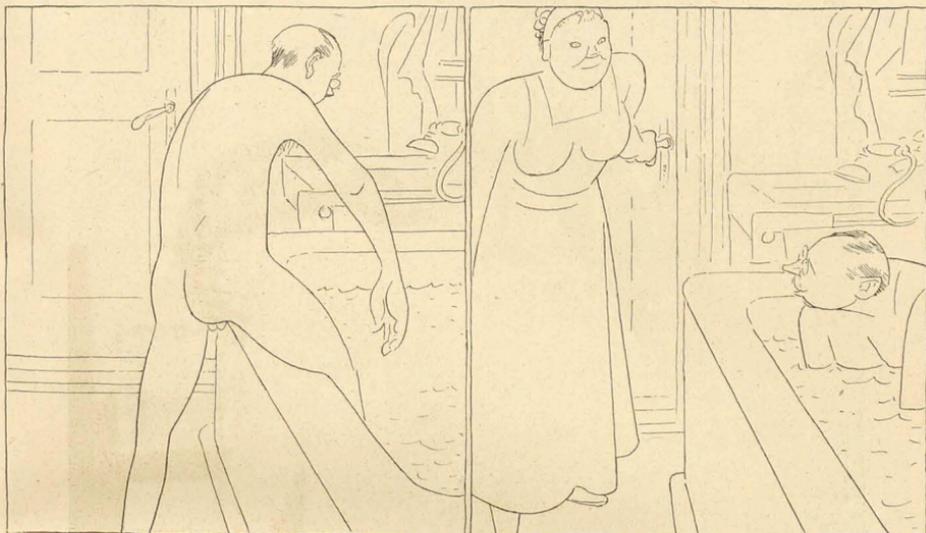
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pf.; Abo-nement im Verlagsjahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preislite Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D. A. IV. V. 37. 17730. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1796. Postcheckkonto München 9700. Erfüllungsort München.

Das schwedische Bad

oder: Herrn Schulzes Abenteuer in Skandinavien

(Olaf Gulbransson)



„Schöne Bäder haben sie hier, muß man sagen! Also rin ins Vergnügen!“

„Huch! Erlauben Sie mal, das ist mein Badezimmer!“



„Hören Sie, das geht zu weit, ich bin ja schließlich verheiratet!“

„Verheiratet oder nicht, mein Herr, bei uns wird jeder gewaschen!“

Die Untermieterin

(K. Heiligenstedt)



„Um's Himmels willen, die Liebesszene muß ich abschalten,
sonst meint meine Zimmerwirtin ich hätte Herrenbesuch!“